Augen als bisher. Das war die Befreiung, die da oben in der klaren Bergwelt über ihn gekommen war.

„Gelt, Resi, bist nit bös, daß mi loswirst?“ fragte er treuherzig beim Abschied, und sie meinte lächelnd dazu: „Wirst halt auch nit bös sein, daß d' heimkimmst. Is halt aa besser so für di.“

Nachdenklich ging er davon. Noch einen letzten scheuen Blick warf er die Felswand hinauf, dann schritt er frei aus, ohne sich noch einmal nach dem Blockhaus umzusehen, dem Tale zu.

Das Kleine

Von Wilhelmine Baltinester.

Der Einödbauer war nicht wohlgelitten in der ehrsamen Gemeinde. Nicht, daß er einem etwas zuleide getan hätte, aber er war ein Querkopf und halte, obwohl er nicht eben arm war und Bessere hätte kriegen können, die Tochter eines berüchtigten Wilddiebes geheiratet. Und noch dazu hatte er die Unverfrorenheit, wider die Voraussagen aller Neunmalweisen, mit diesem Mädchen, das ja schließlich für ihren Vater nichts konnte, glücklich zu werden. Das empörte die Leute, das verstieß gegen ihre Begriffe von Weltordnung.

Da gab es eines Tages helles Aufsehen, als der Einödbauer ins Dorf gelaufen kam, atemlos, ohne Hut, und wie wahnsinnig mit den Fäusten gegen die versperrte Tür des Doktorhauses hämmerte. Die Leute kamen herbei und fragten mit neugieriger Teilnahme, was denn geschehen sei. Er hatte immer nur die eine kurze Antwort: „s' Kloane is krank!“ Es gab aber wieder etwas zu reden. Dieser Sonderling hatte gar ein Kind! Und niemand wußte davon. Da mußte man doch gleich den Herrn Bürgermeister fragen, ob er es dulden wolle, daß oben im Einödhofe ein Kind ungetauft und ohne Matrikelnummer umherlief.

Der Bürgermeister war nicht minder erregt als die löbliche Gemeinde, und seine Redeweise war — nach seiner eigenen und seiner Getreuen Meinung — immer am schönsten, wenn er in Zorn kam. Daher war er sehr gern zornig. „S' Kloane, hat er gesagt? So?! Wacht dort oben also ungetauft a Stuck Menschenfleisch auf? Dös werd'n wir ihm einkränk'n!“ Das Gemeindeoberhaupt hatte den Appetit verloren und ließ die Hälfte des letzten der acht Klöße, die seine vielbelobte Ehehälfte ihm heute als Mehlspeise vorgesetzt hatte, unberührt. Mit großen, wildausgreifenden Gebärden suchte er nach seinem Hute. Dann stieg seine feierlich breite, schwarzgekleidete Gestalt den Steilweg zum Einödhofe hinan. Hinterdrein die Leute, denn sie wollten sich diese wunderbare Gelegenheit, dem Eigenbrötler dort oben einmal tüchtig die Wahrheit zu sagen, nicht entgehen lassen, auch wenn sein Kleines vielleicht im Sterben lag.

Der Bürgermeister mußte einige Male stehen bleiben, denn die soliden Klöße seiner Frau ließen sich nicht so ohne weiteres hinaufschleppen. Sobald der Fuß der Obrigkeit stockte, blieb auch der Haufe ehrfurchtsvoll stehen und wartete, bis die ortsgewaltige Glatze vom Schweiße getrocknet war. Dann zog sie wieder voran, eine Leuchte ihrer Gemeinde.

Der Einödbauer stand in der offenen, hochschwelligen Tür, die kalte Pfeife gedankenlos in den Händen. Drinnen mußte der Doktor, den er endlich doch gefunden hatte, eine Wunde ausbrennen, und das konnte er nicht mitansehen. Da war sein Weib schon stärker und in ihrem Mute hilfreicher als er. Und er wußte, daß sie jetzt drinnen stand, mit tränenüberströmtem Gesicht, und zeppelnde Gliederchen festhielt.

Wie aus einer Versenkung hörte er plötzlich eine Menge Füße den Gerölleweg emportappen, blickte zur Seite und mitten in das eben auftauchende blutrote, fettglänzende, tiefentrüstete Antlitz des Bürgermeisters. Hinter diesem erschien es, Kopf an Kopf, spähte langhälsig, tückisch und neugierig nach dem Einödhofe. Der Bauer wußte nicht, was sie bei ihm wollten, aber menschenkundig nahm er gleich an, daß es nichts Gutes sein könnte, und spuckte aus. Der Bürgermeister ließ diese Ehrenbezeugung mit Würde an sich vorbeisausen und trat zum Einödbauer, der regungslos auf der hohen Schwelle seines Hauses stand. — „Lebt's no?“ fragte der Gemeindevater streng.

„Freili lebt's! Aber deshalb wird der Bürgermeister do nit aufi'traxelt sein?“

„Ja, eben deshalb Einödbauer!“ Und der Bürgermeister freute sich des schönen Echos hier oben und ließ die Salve seiner starken Baritonstimme noch mächtiger rollen. „Einödbauer!“, grollte er, „du hast nit g'meld't, daß a Kloans da herob'n is und läßt's ungetauft!“

„Woas hab i?“ verwunderte sich der Bauer.

„A Kloans, hast es selbst g'sagt! Und i wüßt' nit, daß 's dir ordnungsmäßig in die Bücher ein'trag'n worden wär'!“

Da trat aus der Stube kommend, der Doktor neben den Bauern. Er starrte verwundert auf den Bürgermeister, um den sich der Menschenhaufe rottete. „Ja, woas is denn dös?“ Der Bürgermeister nickte dem Stammtischgenossen hoheitsvoll zu. Er war ihm zwar nicht ganz grün, aber Wein trinken und Wein kosten konnte der Doktor wie keiner. Der Bürgermeister machte also eine sauersüße Miene und bequemte sich zu einer Erklärung, während über des Einödbauers wetterharte Züge das Zucken eines grimmig wilden Lachens lief. „Das ungetaufte kloane Kind da herinnen moan i!“ rief der Bürgermeister. Der Doktor stieg von der hohen Schwelle hinab und legte seine Hände auf die Schultern des Trinkgenossen. „Heiß is heut', und g'viel wirst g'oss'n ham, dös is dir halt zu Kopf g'stieg'n! A bißl kalt's Wasser, und die G'schicht is wieder guat!“

„Herr Dokta du, dös verbitt i mir! I bin jetzt hier als Amtsperson!“

„So? Und was möcht' denn als solche?“

„Wissen, warum dös Kloane vom Einödbauern nit ang'meld't is, nit 'tauft, nit ein'trag'n?“

So was wird ja nit 'tauft und ang'meld't!“ beruhigte der Doktor den bereits blau gewordenen Bürgermeister.

„Du!“ schrie der. „Wenn du di da scho als Anwalt aufspielst, dann red' wenigstens deutlicher!“

„Na, hochlöblicher Herr Bürgermeister, dös Kloane, das der Einödbauer und sein Weib gar so lieb haben, daß sie ihm, wenn's arg krank wird, sogar an Doktor hol'n, is a Eselsjunges!“

Gruseln und Lachen

Zwei Freischütz-Anekdoten von Gerh. Krause

Als im Jahre 1822 im Pariser Odeon-Theater der „Freischütz“ gegeben wurde, ging Hector Berlioz, der seinerzeit im Lateinischen Viertel wohnte, fast jeden Abend ins Theater, meist von einem Studenten der Medizin, Dubouchet, begleitet, der später einer der berühmtesten Pariser Aerzte wurde. (Berlioz studierte übrigens damals auch Medizin.)

Bei der siebenten Aufführung der Oper fiel es einem „dicken, rothaarigen Bengel“ ein, die Agathen-Arie im zweiten Akt auszupfeifen; er behauptete, an der ganzen Oper wäre nichts gut als höchstens der Walzer und der Jägerchor. Selbverständlich wurde der Junge an die frische Luft gesetzt, und Berlioz' Begleiter rief: „Den Kerl kenne ich, er ist Gewürzkrämer-Kommis aus der Straße Saint-Jaques!“

Nach sechs Wochen ungefähr wurde der Gewürzkrämer krank, kam ins Hospital und schloß die Augen auf Nimmerwiedersehen. Durch Zufall kam seine Leiche dem Herrn Studiosus Dubouchet unter die Finger, dieser kaufte sie und ließ sie „trocken präparieren“.

Fünfzehn Jahre waren seitdem vergangen. Berlioz war ein berühmter Komponist geworden, und der Direktor der Oper hatte ihm die Komposition der „Freischütz“-Rezitative übertragen. Da wandte sich Berlioz an den Ober-Garderobier und Requisiten-Inspektor der Oper und verlangte noch einen Totenkopf und Skelett als Requisite für die Wolfsschluchtszene, aber wirkliche Gerippe sollten es sein, keine von Pappe! Der Inspektor zuckte die Achseln: unmöglich, nichts aufzutreiben! Da setzte sich Berlioz selber dahinter. Er fuhr zu einem gewissen Dr. Vidal; der hatte aber nur einen gut konservierten Totenkopf zur Hand. Fein säuberlich legte Berlioz ihn in seinen Hut und machte sich wieder auf den Weg. Und siehe da, zufällig traf er seinen alten, lieben guten Freund, den Medikus Dubouchet, den er Jahre lang nicht mehr gesehen hatte. Die Freude des Wiedersehens wurde noch erhöht durch die Mitteilung Dubouchets, daß er den Gewürzkrämer von damals, der das Zeitliche gesegnet hätte, wohl präpariert in seinem Zimmer stehen hätte, nur der Kopf sei etwas schadhaft geworden.

„Den mußt du mir geben, der muß noch eine Rolle im „Freischütz“ spielen!“ rief Berlioz vergnügt aus. Und so kam es auch, dem seligen Gewürzkrämer blieb nichts erspart als bei der nächsten Aufführung des „Freischütz“ Samiel, der schwarze Jäger, wieder rief: „Hier bin ich!“ erschien unser Freund, der Feind aller Weberschen Musik, als Skelett in bengalischer Beleuchtung und schwang seine brennende Fackel.

—

In der Wolfsschluchtszene des „Freischütz“ beim Gießen der Freikugeln, zählt der Jägerbursche Caspar jede einzelne Kugel und ruft die Zahl laut aus, worauf das Echo schaurig die Zahl wiederholt. In dieser Szene ereignete sich einmal in München ein neckischer Zwischenfall. Der Sänger, der hier den Caspar sang, rief die ersten Zahlen ganz richtig aus und erhielt auch von den das Echo bildenden Statisten, die weit hinter der Bühne standen, die richtige Antwort. Beim dritten Male aber vertat er sich und rief vier statt drei. Ob nun die Statisten ihn bis zu ihrem Platz nicht verstanden, oder ob sie unaufmerksam geworden waren oder nicht geistesgegenwärtig genug, sie riefen jedenfalls drei. Da wurde der Sänger aufmerksam, und um den Fehler auszugleichen, rief er nunmehr nochmals vier. Doch unterdessen hatten sich die Statisten in die Situation gefunden und wollten nun gleichfalls ausgleichen, so riefen sie fünf. Nun war guter Rat teuer, denn das Zählen mußte noch bis sieben weitergehen. Das Publikum aber half den unglücklichen Darstellern aus der Verlegenheit, indem es in ein lautes Gelächter ausbrach, das weiteres Zählen überflüssig machte.

Geiz wird nicht satt,
Bis er den Mund voll Erde hat.
(Altdeutsch.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 23 Sonntag, den 2. Juni Jahrgang 1929

Die Sonntage nach Pfingsten

(Mit Genehmigung des Volksliturgischen Apostolates in Klosterneuburg bei Wien entnehmen wir die nachstehende wertvolle Einführung in den liturgischen Sinn der Sonntage nach Pfingsten dem 2. Bande des empfehlenswerten Klosterneuburger Liturgiekalenders „Das Jahr des Heiles 1929“.)

„Die Sonntage nach Pfingsten bilden im Gefüge des Kirchenjahres eine besondere Gruppe: sie sind nicht, wie früher oft behauptet wurde, ein eigener Festkreis: das Pfingstfest gehört ja zum Osterfestkreis und ist Abschluß und zweiter Höhepunkt desselben. Die Sonntage sind Ausklang des Osterkreises. Die Christen, die zu Ostern das göttliche Leben in Taufe und Tauferneuerung empfangen hatten, sollten im Laufe des Jahres besonders an Sonntagen dieses göttliche Leben in der Eucharistie nähren und zur Reife bringen, sollten alles Unheilige und Weltliche, das sich etwa eindrängt, immer wieder ausscheiden, sollten aber vor allem den Herrn mit glühender Sehnsucht in seiner Wiederkunft erwarten. Der Sonntag als der „Herrentag“ sollte ihnen als kleines Osterfest das ganze Glück von Ostern mit Taufe, Firmung und Eucharistie erneuert in Erinnerung bringen, sollte sie waffnen gegen die Welt, das niedere Ich und die Hölle. Das war der Sinn der altchristlichen Sonntagsfeier und das ist auch der Sinn der Sonntage nach Pfingsten.*

Wir Kinder der Moderne suchen in dieser Reihe von 24 Sonntagen einen Gedankengang, ein System, und eine Einheit; darum wurde im Laufe der Zeit oft der Versuch gemacht, in diese Sonntage Fortschritt und geistreiche Gedankengänge hineinzutragen. Das ist nicht die Art der alten Kirche. Sie wollte ihren Gläubigen nur kleine Osterfeste und Parusietage geben; und so stellte sie Sonntag um Sonntag in bunter Folge Mysterienhandlungen der Erlösung dar, meist Tauferneuerung und Parusievorerfüllung. Wir dürfen in diesen Messen noch viel weniger als in den früheren Temporalmessen von Fasten und Ostern ein gedankliches Thema suchen, da sogar die Lesungen (Ep. u. Ev.), die oft in anderen Messen zusammenstimmen, selten in einer Beziehung zueinander stehen.

Die einz. Einheit ist die Mysterienhandlung des hl. Opfers, in die sich alle Stücke einfügen. Drei Motive aber erklingen durch diese Sonntage, das eine mehr, das andere weniger in einzelnen Messen; das erste blickt in die Vergangenheit: das Ostermotiv, es knüpft an das vergangene Osterfest an und will es alle Sonntage erneuern; daher sehen wir Christus gern als Totenerwecker, als Arzt und „Heiland“. Das zweite blickt in die Zukunft: das Parusiemotiv; dieses zeigt den Herrn in d. „Majestas Domini“ und bereitet auf seine Wiederkunft vor. Die alte Kirche geht im Pilgerkleide mit Heimweh im Herzen durch die Erde. Das „Maranatha“ — „Komm, Herr Jesus, komm!“ der Urkirche erneuert sie oft in den heiligen Texten der Liturgie. Dieses Motiv gibt gerade den letzten Sonntagen (18.—24.) eine besondere Schönheit. Das dritte Motiv sieht in die Gegenwart: das Leid- und Kampfmotiv. Dieses schwillt mit Zunahme der Nacht und Abnahme des Tages in der Natur an und beherrscht den Hintergrund der zweiten Hälfte unserer Sonntage.

Das sind die Sonntage nach Pfingsten; man meine nicht, sie wären nicht auch ästhetisch schön. Besonders sei aufmerksam gemacht auf die schönen Kollekten; in diesen zeigt sich die Kirche als Meisterin der in kurzer Form vielsagenden Gebetskunst. Manche dieser Kollekten ergeben ganze Betrachtungen.“

Prof. Dr. Pius Parsch.

* In ihrer jetzigen Gestalt stammen diese Sonntage aus dem 8.—9. Jahrhundert; sie haben keinen Vermerk eines Stationsgottesdienstes mehr, weil dieser damals in Rom schon in Abnahme gekommen war.

An das göttliche Herz Jesu

Herz Jesu, Lichtquell aller Sonnen
Im Himmel und im Weltenplan,
Du Inbegriff der Gotteswonnen
Von Anbeginn der Zeiten an!
Du Dank- und Sühnaltar der Zeiten,
Wo stets ein würdig Opfer flammt
Von Gotteskraft und Menschenleiden
Zu Gottes Preis, von dem es stammt!

O Jesu Herz, von Gott erkoren
Als Seiner würdiges Opferlamm:
Der Sperr, ach, mußte Dich durchbohren
Nach Deinem Tod am Kreuzesstamm!
Und Quellen mußten entrinnen
Von Blut zur Sühnung unsrer Schuld
Von Wasser klar, davon gewinnen
Wir Gnad' u. Heil durch Gottes Huld.

O Jesu Herz, das herrlich thronet,
Umgeben von der Engelschar,
Und das zugleich in Demut wohnet
Bei uns verhüllt auf dem Altar!
O sei gepriesen ohne Ende
Auf Deinem Thron im Engelkreis!
O Jesu Herz im Sakramente,
Das All' uns liebt so treu und heiß!

O Jesu Herz auf höchstem Throne,
Im Schoße der Dreifaltigkeit!
Dich preist, Dir dankt in jeder Zone
Die Christenheit, die Dir sich weiht!
O Jesu Herz auf den Altären
O Liebesband, o Lebensbrot,
Mit dem wir unsre Seelen nähren!
Führ' uns zum Licht aus Nacht u. Tod!

E. J. Schmitz.

Urwaldzauber

Von Albert Otto Rust.

Vor Anbruch der Arbeitszeit durchstreifte Amberg die Wälder der Umgebung nach allen Richtungen. Bis an die Knie mit Leder bekleidet, sonst aber nur mit Hemd und Hose angetan, folgte er sorglos den Spuren der Nacht nach ihren Zufluchtsstätten vor dem Morgen in das tiefste Dickicht. Oh, es gab Geheimnisse und Rätsel in diesen Wäldern aus uralten Fichten, Kiefern und Zedern! Man betrat sie mit der Ahnung kommender Ueberraschungen und wurde selten enttäuscht. Man fand feierliche Dome aus Rotholzsäulen von unbegreiflichen Abmessungen, die das Gewölbe des Himmels zu tragen schienen. Unter ihnen im Halbdunkel gedieh wunderzartes Moos und ein seltsames Geschlecht riesenblättriger Huflattiche. Man verfolgte von Baum zu Baum einen fremden Vogel über ebenes Gelände und fühlte plötzlich den Boden unter den Füßen weichen: man war in einen Sumpf geraten, der trügerisch unter einer schillernden Samtdecke lauerte. Gestürzte Riesenstämme, vor hundert Jahren vom Sturm geknickt, führten wie Brücken auf das feste Ufer. Man betrat versuchend den schmalen Pfad, fühlte erschauernd den Boden unter unbekannten Tiefen schwanken und sah trübe Blasen die schillernde Samtdecke zerreißen und mit einem bösartigen Quaken platzen. Man traf auf seltsame Erhebungen neben rätselhaften Schlünden und fand alles erfüllt von Grün in jeder Form, von Bachmurmeln und von Stimmen unsichtbarer Tiere. Zwischen gewaltigem Wurzelwerk öffneten sich schwarz die Erdhöhlen unbekannter Waldbewohner. Man versuchte, den Erscheinungen huschender Schatten im Dickicht nachzugehen, nicht ganz entfernt von dem kindlichen Märchenglauben, einer Gestalt zu begegnen, die noch keines Menschen Auge gesehen hatte; man umkreiste Wassertümpel, störte die ruhevolle Fläche durch mutwillige Einwürfe dürren Gezweiges, sprang über schmale und breite Bäche und drang unternehmend in tiefe Gründe in der bestimmten Erwartung auf Abenteuer und Entdeckungen. Alles war man bereit zu glauben, nur nicht das Alltägliche. Man hielt den Schritt an und lauschte mit allen Sinnen auf das leiseste Geräusch, wenn die Ursache auch nur ein fallender Tannenzapfen gewesen war, man sah das erwartete Wunderbare nie, aber man blieb immer überzeugt, daß man es wenigstens nahe gestreift habe. Nie aber war man ohne leichte Verlegenheit, wenn es den Heimweg galt; wie der Jäger auf das Wild, pirschte man nach den eigenen Spuren, ward innig beglückt durch jedes Merkzeichen und gelangte oft erst nach

vielfachen und das Gemüt manchmal etwas beklemmenden Irrgängen in vertraute Bezirke.

Auch die Schlagstellen besuchte Amberg und entdeckte dort zu seiner wesentlichen Erleichterung, daß die ungezählten Sägen, die er schärfte, nicht die Bestimmung hatten, die ehrwürdigen Baumgeschlechter auszurotten und Ästen zu schaffen gleich den Wurzelstockfeldern näher am Flusse. Die Herren der Wälder waren mit ihrem zunehmenden Reichtum menschlicher geworden und zugleich auch bedachtsamer auf die kommenden Geschlechter; sie ließen nur noch den dritten oder vierten Stamm niederlegen, erhielten dadurch den Wald in seiner Ausdehnung und verschafften ihm gleichzeitig Luft zur weiteren Entfaltung. Die gefällten, entasteten und auch gleich an der Hiebstelle nach bestimmten Längemaßen quergestellten Stämme wurden durch Gespanne kräftiger Pferde an eine vorbereitete Förderbahn geschleppt, dort von Drahtseilwinden erfaßt und mittels Dampfkraft hinab an den Schienenstrang der Loggingbahn geschafft. Dieselbe Dampfwinde diente au ; gleichzeitig zur Verladung.

Für die freie Zeit am Sonntag wußte Amberg einen Lieblingsplatz nahe am Ursprungsgebiet seiner Quelle. Eine Waldamsel, ein, scheuer, blauschwarzer Vogel mit einem rubinroten Schnabel, hatte ihm dahin den Weg gezeigt; unversehens war er mit einem angstvollen Schrei unmittelbar vor Ambergs Füßen aufgeflattert, aber gleich wieder in ein anderes Dickicht eingefallen. Er beharrte auch weiter dabei, sein Heil nicht in der Luft, sondern in Büschen und Bodenfalten zu suchen, und schien nur ganz zuletzt, als die Verfolgung nicht aufhören wollte, aus reiner Ratlosigkeit auf den Gebrauch seiner Schwingen zu verfallen. Er landete hoch oben im Wipfel einer mächtigen Zeder, wippte in der sicheren Höhe voll Befriedigung und begann seine Abenteuer in der süßesten Tonfolge zu besingen. Der Platz aber unter dieser Zeder erwies sich wie von eines geschickten Gärtners Hand zur Ruhe im Schoß des Waldes hergerichtet. Der Stamm der Zeder war ein König in seiner Art und duldete, wie alle Majestät, kein Ragendes in nächster Nähe. Selbst die zartblätterigen Farnbüschel und das aufdringliche Geschlecht der Schachtelhalme hielten sich in ehrfurchtsvoller Entfernung, und so kam es, daß nur demütige Moospolster den Platz um den Stamm umgaben. Auf dieser Unterlage in tiefer Märcheneinsamkeit ausgestreckt, meinte Amberg, mit der Umgebung zu verschmelzen und dem ruhevoll pochenden Herzen der Natur näher zu sein als sonst; letzte Hüllen fielen ab, und die Seele fühlte den Hauch schaffender Kräfte. Im Schoß reiner Natur atmend ruhen und ruhevoll atmen — auch das war Glück und bleibender Gewinn, Nähe Gottes und Gefühl der Ewigkeit. Worte stellten sich ein und fügten sich zu Zeilen, und so entstanden als Ausdruck erlebter Wahrheit die nachstehenden Gedanken:

Ueberall, mein Gott, bist du,
wo eine Sehnsucht ohne Ruh',
wo eine Seele auf der Flucht,
Vater, zu dir die Brücke sucht.
Du wandelst durch den Raum der Welt
Wie über dieser Erde Feld,
Du nimmst dein Teil von allem Leid
und trägst es in die Ewigkeit. *

---

* Aus: Albert Otto Rust, Count und Kanso. Roman. Verlag Joseph Kösel u. Friedrich Pustet, München. Brosch. 5.— M., Leinen 6.50 M.

Uralte Katastrophen werfen ihre Schatten . . .

Phantasie oder Wirklichkeit? — Es gab eine Sintflut!

Die Welt ist durchbebt von Erinnerungen an Katastrophen, die einst über die Erde hinweggegangen sind. Zum Teil sind es Katastrophen größten Ausmaßes, die ganze Länder und Erdteile betrafen, zum Teil sind es solche geringeren Umfanges, die jedoch infolge ihrer Furchtbarkeit oder sonstiger besonderer Umstände weithin Aufsehen erregten und die Phantasie der Menschen beschäftigten, so daß sie in den großen Sagen- und Legendenschatz, der von Geschlecht zu Geschlecht übermittelt wurde, Aufnahme fanden. Die Sintflut, das Strafgericht über Sodoma und Gomorrha, der Untergang des Erdteiles Atlantis, die mannigfachen Ueberlieferungen von Städten, die ins Meer gesunken sind, wie etwa Vineta, gehören dazu. Ganz von selbst erhebt sich die Frage: was ist an dem allen Wahrheit? Können wir Spuren jener großen Geschehnisse noch aufdecken oder sind sie spurlos im Zeitenschoß versunken?

Man muß voraussetzen, daß jeder dieser Ueberlieferungen ein tatsächliches Ereignis zugrunde liegt. Die Phantasie des Volkes erfindet nicht, sie knüpft an wirkliche Ereignisse an. Dasselbe gilt ja auch für die Heldensage. Auch die Gestalten der Heldensage sind zweifellos auf wirkliche Persönlichkeiten zurückzuführen, mögen die Jahrhunderte und Jahrtausende ihren Charakter und ihre Taten auch noch so sehr umgestaltet haben. In vielen Fällen sind die Urbilder dieser Heldengestalten ja geschichtlich bezeugt. Und tatsächlich sind denn auch von den Katastrophen, deren Erinnerung in der Menschheit lebt, fast in jedem Falle noch Spuren festzustellen, ja, nicht nur Spuren, sondern geradezu Beweise und handgreifliche Tatsachen.

Am Anfang der Weltgeschichte steht die Sintflut. Die Bibel berichtet davon. Es gab eine Zeit, da ein Teil der Wissenschaft den Bericht der Bibel glaubte anzweifeln zu können, ihn dichterisch oder symbolisch deuten oder wenigstens umdeuten zu können. Er wurde oft mit Ereignissen der Eiszeitperiode in Zusammenhang gebracht, also in graueste Vergangenheit gerückt und als ganz vage Reminiscenz ausgelegt. Alle diese Hypothesen sind jedoch längst erschüttert, und die neuesten Ausgrabungen in der Gegend des unteren Euphrat haben geradezu einen Beweis dafür erbracht, daß tatsächlich jene Gegend einmal von einer ungeheuren Ueberschwemmung und zwar in gar nicht so sehr weit zurückliegender Zeit, heimgesucht worden sein muß. Nicht so sehr die Altertumsfunde, die dort gemacht worden sind, als die geologische Erforschung der Erde haben diesen Beweis geliefert. In einer Erdschicht, die etwa 50 Meter mächtig ist, hat man zwei Lagen Ton gefunden, und darin allerlei Funde, besonders Scherben, und auch Ueberreste von Fischen. Der ganze geologische Aufbau ist nur durch die Annahme zu erklären, daß eine Wasserflut dieser Welt ein Ende gemacht hat. Ja, nicht nur in Mesopotamien ist eine große Ueberschwemmung zur Gewißheit geworden, sondern auch in anderen Teilen Asiens läßt sie sich nachweisen. Eine Sintflutüberlieferung gibt es ja nicht nur in der Bibel, sondern auch bei anderen Völkern, bei den Chinesen, den Indern, den Persern. In Turkestan zum Beispiel hat man genau wie in Mesopotamien eine Ueberschwemmung geologisch erschließen können. Wie die Zusammenhänge sind, ob es sich um dasselbe Naturereignis oder um verschiedene Ereignisse handelt, ist bisher nicht feststellbar.

Für den Untergang von Sodoma und Gomorrha ist das Tote Meer, so wie es heute daliegt, der beste Beweis. Das Meer selber mit seinem hohen Salzgehalt — er übertrifft den des Ozeans um das Achtfache —, die schwefligen Quellen an seinem Ufer, die Schwefel- und Asphaltlager auf dem Meeresgrunde, der Gegensatz zu der freundlichen und fruchtbaren Jordan-Ebene, die merkwürdigen Formationen der Gesteinsmassen — heute noch zeigt man einen schräg aufstrebenden Salzblock als „Lots Weib" — sind nur durch eine ungewöhnliche Naturkatastrophe, wahrscheinlich vulkanischer Art, zu erklären. Heute noch gibt ja das Tote Meer mit seiner Abflußlosigkeit und seinem tiefen Wasserspiegel — fast 400 Meter unter dem Meeresspiegel — Rätsel auf, die nicht anders erklärt werden können als dadurch, daß es ursprünglich nicht vorhanden war, sondern sich erst durch eine Katastrophe bildete. Es ist eine Art Kratersee, nur mit der Eigentümlichkeit, daß er tief unter dem umgebenden Land liegt. Es ist, als hätte sich hier ein Vulkan nicht nach außen entladen, sondern sich aufgetan und das Land verschlungen.

Seit Jahrhunderten schon bemüht man sich, Spuren von der versunkenen Welt Atlantis zu finden, von der alte Sagen berichten. Man hat geglaubt, bis in eine geologische Urzeit zurückgehen zu müssen, da Spanien noch nicht vom Nordafrika getrennt war, also der Durchbruch des Meeres bei Gibraltar erfolgte. Nachdem wir jedoch wissen, daß die Bereisung der Länder und Meere bei den Alten sich viel weiter erstreckte, als man früher anzunehmen pflegte, daß z. B. die Phönizier bis zur Nordsee- und Ostseeküste kamen und den Bernstein kannten, muß diese Annahme einer anderen weichen. Im Atlantischen Ozean, um die im östlichen Teil desselben liegende Inselgruppe der Azoren, gibt es eine Stelle im Meer, die sich durch auffallende Flachheit auszeichnet. In einem Gebiet, das etwa die Größe von Portugal hat, beträgt die Meerestiefe kaum 200 Meter, ringsherum, in einem größeren Gebiet, das etwa so groß wie Deutschland, Frankreich und Spanien zusammen, sinkt das Lot nicht unter 600 Meter. Dieser Meeresgrund ist außerdem, wie sich ergeben hat, nicht fest, er hebt und senkt sich, noch vor wenigen Jahrhunderten wurden dort fast die doppelten Meerestiefen gemessen, er steigt also zur Zeit wieder an. Man hat also wohl Ursache, anzunehmen, daß sich in früheren Zeiten hier einmal ein ausgedehntes Land befunden hat, das ins Meer gesunken ist und als letzten Rest die Azoreninseln hinterlassen hat. Es ist möglich, daß in späteren Jahrhunderten, wenn der Meeresboden sich noch weiter hebt, einmal die Beweise dafür gefunden werden, daß hier das versunkene Land Atlantis lag.

Vineta! Ein eigenartiger Zauber geht von diesem Namen aus. Die Poesie hat ihn zum Symbol für vergangene und versunkene Pracht und Herrlichkeit gemacht, und die Glocken, die man an windstillen Tagen nach der Ueberlieferung des Volkes vom Meeresgrunde hören soll, läuten es den Menschen zu, und die Türme, die man schattenhaft im Wasser stehen sehen soll, winken den Menschen die Wahrheit zu, daß alles vergeht und keine Größe besteht. Die Wissenschaft hat nach diesem versunkenen Vineta gesucht — bald der eine, bald der andere Ort soll es gewesen sein, und es läßt sich nachweisen, daß tatsächlich Orte dem vordringenden Meer haben weichen müssen; denn auch die Meeresküste ist ja nicht etwas Unabänderliches. Aber wenn man die Ueberlieferung prüft, so reichen diese versunkenen kleinen Ortschaften nicht aus, um die Sage von einer großen, türmereichen, handelstreibenden Stadt zu erklären. Nein, man wird die Spur verfolgen müssen, ob nicht in früher Zeit einmal Eroberer, oder wenigstens Handelstreibende, die einem Kulturvolk angehörten, an der deutschen Küste erschienen sind und dort eine Burg zu ihrem Schutz errichtet haben, ein Bauwerk, das die Bewunderung des damals noch nicht auf Kulturhöhe stehenden Küstenvolkes erregte. Vielleicht wurde infolge der Handelstätigkeit eine Stadt daraus, die dann das Schicksal erlitt, das zu der Bildung der Vineta-Sage Anlaß gab.

Seitdem wir wissen, daß Sendlinge der alten Kulturvölker, Phönizier, Griechen, möglicherweise auch Aegypter, und später Römer bis zur baltischen Küste Handel trieben, muß man diese Spur als die aussichtsvollste verfolgen. Die See allerdings bewahrt ihre Geheimnisse gut, auf dem Meeresgrunde lassen sich mit unseren technischen Hilfsmitteln keine Ausgrabungen machen. Und so harrt das Vineta-Geheimnis noch seiner Enthüllung. Soviel aber läßt sich sagen, daß es zweifellos kein bloßes Phantasieprodukt ist.

Otto Wiedemann.

Berggewitter.

Von Bertha Witt.

Auf einer Berglehne hatte sich ein Stück Wald angesiedelt, und hier stand das Blockhaus, freundlich zwischen Tannen und Kiefern. Als Forststation hatte es allsommerlich den Jägermeister zu beherbergen. Jahr für Jahr hatte den schon etwas angejahrten Junggesellen, der seine Berge über alles liebte, die Schwester in diese idyllische Einsamkeit begleitet und ihm die Wirtschaft geführt. Aber jetzt hatte sie geheiratet, und er hatte sich nach einem anderen hausfraulichen Wesen für sein Blockhaus umsehen müssen.

Seine Wahl war auf Resi gefallen, eine wohlgewachsene, feste Dreißigerin mit gutmütig-träumerischen Augen. Vor Jahren war sie einem Bergbauernsohn versprochen gewesen, aber er war an der Front geblieben, und seitdem schien die Resi mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Sie war freundlich, pflichteifrig, ging auch auf ein gelegentliches Gespräch des Jägers ein, aber im ganzen war sie zufrieden, wenn man sie ihrer Arbeit und sich selbst überließ.

Dem Jäger war das ganz recht so; er hatte dieselbe einsamgestimmte Natur der Bergmenschen. Er liebte es, abends noch eine Weile mit seiner Pfeife vor dem Haus zu sitzen und in das Tal zu schauen, das sich langsam mit dem weißen Atem der Wiesen füllte. Dann sprach er auch wohl ein paar Worte mit Resi, wenn sie noch einmal herauskam, um Wasser zu schöpfen; aber sie ging bald. Sie waren sich nie nähergekommen, und doch standen sie sich durch die häusliche Gemeinschaft und eine gewisse innere Gleichstimmung nahe.

Im Sommer wurde dem Jäger ein Gehilfe zugewiesen, der aus dem Tal kam und die Arbeit auf den Bergstationen kennen lernen sollte, — ein hübscher, etwas blasser Mensch, schwarzhaarig, mit seltsam unruhigen Augen. Aus den Niederungen des Lebens im Tal mochte etwas in seiner Seele haften; die Einsamkeit des Blockhauses, die Größe der Natur wirkte nicht beruhigend auf ihn; mit anderen Augen sah er das Leben an als seine beiden Hausgenossen. Er begann die Gedanken auf Resi zu richten, und das um so mehr, je weniger sie es zu gewahren schien.

Dem Jäger entging nicht, was sich hier zu entwickeln begann. Die Sache des Burschen mochte aussichtslos genug sein, denn die Haltung des Mädchens ließ keinen Zweifel darüber, daß sie nicht daran dachte, auf irgend eine Art das friedliche Zusammenleben im Blockhaus stören zu lassen. Um es ihr leichter zu machen, richtete es der Jäger verständnisvoll so ein, daß der Bursche niemals Gelegenheit hatte, allein mit ihr zu sein. Aber das war gleichsam eine fühlbare Bewachung, die der junge Mensch bald spüren mußte und über die, je weniger er sich dagegen wehren konnte, und je tiefer er sich durch die Haltung auf der Gegenseite gekränkt fühlte, er sich bald seine besonderen Gedanken machte. Und so verbiß er sich immer tiefer in die Vorstellung, der Jäger sei der Begünstigte, der ihm im Weg stände und über Resi jene Gewalt ausübe, daß sie nicht wage, ihm, dem jüngeren, sich zuzuwenden.

Und so begann ihn ein Gefühl zu erfüllen, das außer ihr keinen Sinn und Zweck des Lebens mehr sah. Er erhitzte sich gegen den Jäger mehr und mehr. Wenn er hinter jenem her die schmalen Pfade an Felswänden und Abgründen entlangwanderte, packte es ihn, und dann begann er wohl, mit den Blicken diese Abgründe zu messen, ob sie tief genug seien für ein verschwiegenes Grab. Wie unter einem Zwang vermochte er allmählich einen solchen Gedanken mit eisiger Berechnung auszudenken. Und wenn sie dann heimkamen, beschwichtigte er seinen Selbstvorwurf damit, daß es ihm ja nicht ernst sei und nie ernst werden würde — obwohl er, wenn er die Resi dann wiedersah oder lange wachlag in seiner Kammer unter dem Dach und auf jedes Geräusch im Haus horchte — obwohl er dann wußte, daß einmal eine Gelegenheit kommen mußte, eine Versuchung, der er nicht gewachsen war.

Es war ein heißer, schwüler Tag. Das Tal stand voll stickiger Schwefelluft, an der Felswand hingen pechschwarze Wolken. Ehe das Wetter losbrach, erreichten die Jäger das Blockhaus. Man saß miteinander am Tisch, und der ältere erzählte aufgeräumt ein paar Geschichten, als müsse er die Resi, die schweigsam und wie in einer leisen, verstörten Erwartung war, von der unheimlichen Stimmung in der Natur ablenken. Der Donner folgte in raschen, betäubenden Schlägen; unaufhörliche Blitze zerrissen die Schwefelluft, machten das Zimmer taghell, zeichneten die Gesichter fahl und verzerrt und glühten seltsam wider in den Augen des Burschen.

Dann wurde es stiller, der Regen verrann. Den Jäger zog es zu einer Umschau vor das Haus. Das Wetter hatte schwer in den Tannen gewütet, und jetzt, da der Mond heraustrat, sah man auf Hängen und Höhen frischgefallenen Schnee. Die Luft war scharf und kalt und trieb den Mann ins Haus zurück. In diesem Augenblick zuckte ihm ein greller Widerschein in die Augen, — er suchte durch die Nacht, — ja, da war es, oben auf den Höhen züngelte es wie eine dünne, jäh aufschießende Schlange, — das raketenartige weiße Magnesiumlicht eines Hilferufs. Er holte die Flinte und schoß in die Luft; in langanhaltendem Echo gab die Felswand den Knall zurück.

„Wir müssen hinauf," sagte der Jäger zu dem Burschen, „da oben sind Menschen in Not."

Schweigend machte der andere sich bereit; in seinen Augen glühte es tiefer, seltsamer als zuvor. Er nahm seinen Stutzen von der Wand, aber da trat rasch die Resi herzu und legte die Hand darauf und sah ihn seltsam bestimmend an. „Wozu? — du brauchst den jetzt nit," sagte sie. Wie ertappt wandte er sich und ging.

„Nun vorwärts," rief draußen arglos der Jäger. „Wir müssen über die Felswand, das ist das nächste; kommen wir zu spät, sind die da oben am Ende erfroren."

Bald hatten sie die Tannen hinter sich. Nackt und steil schoß die Felswand vor ihnen auf, die Hänge voll Neuschnee. Ein kaum erkennbarer Pfad schlängelte sich aufwärts. Der Jäger, der hier jeden Schritt kannte, strebte führend voran. Zuweilen blieb er stehen, wartete auf den Begleiter und rief ihm einen Rat zu. Da stand er wieder auf schmalem Vorsprung und maß mit den Blicken den Rest des Weges. Neben ihm gähnte der Abgrund, unheimlich wie ein offenes Grab. Dem Burschen begann das schwere Blut zu rauschen; er wußte nichts mehr, wußte nur, dies war eine Nacht, wie von der Hölle bereitet . . . Ein rascher Zugriff, und der Abgrund verschlang die Tat. Wer wußte es denn nachher? Nur die Resi vielleicht, die irgend etwas ahnen mochte. Aber für sie geschah es ja, — für sie...

Er keuchte vorwärts, um nachzukommen. Da ging der andere weiter, — arglos, doch schneller und schneller. Ahnte er, daß hier einer hinter ihm war, der auf Dunkles sann? Immer höher stieg er, und immer weiter dehnte sich der Abstand; oben schimmerte schon der verschneite Grad, — da war die breite Höhe, der friedlich sich dehnende Gipfel, und kein Zufall spielte mehr mit lockender Gefahr. Wie das Blut wühlte, — wie er den Mann haßte, der ihm da entging ... Jetzt stand er oben und schaute sich um, wie schwebend zwischen Himmel und Erde. Dem da unten verdunkelte das Blut den Blick. Jetzt eine Waffe — es war ein lockendes Ziel, der Mann da oben auf dem weißen Grat über dem Abgrund. Aber die Resi hatte sie ihm vorsorglich entwunden, — so, als hätte sie etwas geahnt.

Diese Vorstellung machte ihn schwindelig. Ein Mensch wußte um das Böse in ihm — ein Mensch, den er durch das Böse zu gewinnen hoffte. Wie die Wolkenschleier vor dem Mond, so zerrissen die Wolkenschleier vor seinem Bewußtsein.

Als er auf der Höhe war, ließ die Spannung nach: wie nachtwandelnd folgte er den Spuren des Jägers. Der Mond beglänzte das Schneefeld, die Sterne flimmerten kalt und nah. Der Bursche atmete tief; ihm war, als sei etwas Unheimliches an ihm vorübergegangen, das er jetzt hinter sich gelassen ...

Irgendwo unterhalb des Grates harrten die Touristen, die im Schnee nicht mehr den Weg hatten finden können. Bald stieg man auf sicheren Pfaden zu Tal bis an die erste Hirtenhütte, wo man am warmen Herd den Tag erwarten konnte. Klar, in stahlhartem Licht zog der Morgen herauf; schimmernd im frischen Schnee lag die Bergwelt, rein und herrlich und unberührt, als sei sie neu erschaffen ...

Als die Jäger später auf sicheren Umwegen das Blockhaus erreichten, war eben der Bote gegangen, der für den Burschen den Brief brachte, der ihn wieder in die Försterei unten im Tal zurückrief. Die Resi blickte ihn ernsthaft forschend an; sie hatte schon, als er zurückkam, gespürt, daß in seinen Augen ein anderer Glanz war, etwas Beruhigtes gleichsam, — so als wenn ein Druck von ihm gewichen sei. Jetzt konnte er sie ansehen und lächeln mit anderen